

Nr. 158. Bromberg, den 14. Juli 1929.

Das Flaschenteufelchen.

Von Robert Stewenson.

(2. Fortsetzung.

„Ich bin Kokua, Kianos Tochter," sagte das Mädchen, „und bin gerade von Oahu zurückgekehrt. Wer bist du?"

„Wer ich bin, das werde ich dir in einer kleinen Weile sagen," sagte Keawe und stieg von seinem Pferd herunter, „aber nicht jetzt. Denn ich habe einen Gedanken in meinem Sinn, und wenn du wüßtest, wer ich bin, so möchtest du schon von mir gehört haben und würdest mir keine wahre Antwort geben. Aber sage mir vor allen Dingen eins: Bist du verheiratet?"

Da lachte Kokua laut und sagte:

„Du fragst aber auch! Bist du selber verheiratet?"

„Wahrhaftig, Kokua, ich bin nicht verheiratet,," antwortete Keawe, „und dachte bis zu dieser Stunde niemals daran, mich zu verheiraten. Aber hier ist die reine Wahrheit: ich habe dich hier am Wegrand getroffen, und ich sah deine Augen, die wie die Sterne sind, und mein Herz flog dir zu, so schnell wie ein Vogel. Nun also: wenn du nichts von mir wissen willst, dann sag es, und ich will weiter reiten nach meinem Hause; aber wenn du mich nicht für schlechter hältst, als irgendeinen anderen jungen Mann, dann sag auch das! Und ich will für die Nacht bei deinem Vater einkehren und will morgen mit dem guten Mann reden."

Kokua sprach kein einziges Wort, aber sie sah über das Meer hin und lachte.

„Kokua," sagte Keawe, „wenn du nichts sagst, will ich das als gute Antwort nehmen; so laß uns zu deines Vaters Tür gehen!"

Sie ging vor ihm her, immer noch ohne zu sprechen; nur zuweilen sah sie sich um und blickte dann wieder weg, und sie hielt die Bänder von ihrem Hut in ihren Zähnen.

Als sie nun vor die Tür gekommen waren, da trat Kiano auf seine Veranda hinaus und rief laut und hieß Keawe bei seinem Namen willkommen. Da sah das Mädchen ihn an, denn der Ruf von dem Großen Hause war auch ihr zu Ohren gekommen und sicherlich war es eine große Versuchung. Diesen ganzen Abend waren sie sehr lustig beisammen, und das Mädchen war unter den Augen der Eltern dreist wie ein Spatz und neckte Keawe, denn sie hatte einen flinken Witz. Den nächsten Tag sprach er ein Wort mit Kiano, und dann suchte er das Mädchen auf, das allein war, und sagte:

„Kokua, den ganzen Abend hast du mich geneckt, und es ist noch Zeit, mir zu sagen, ich könne gehen. Ich wollte dir nicht sagen, wer ich bin, weil ich ein so schönes Haus habe und fürchtete, du würdest zu viel an das Haus denken und zu wenig an den Mann, der dich liebt. Jetzt weißt du alles, und wenn du mich nie wieder zu sehen wünschest, dann sag es nur gleich."

„Nein," sagte Kokua; aber diesmal lachte sie nicht, Keawe fragte aber auch nicht weiter.

So freite Keawe. Es war schnell gegangen; aber auch ein Pfeil fliegt schnell und eine Büchsenkugel noch schneller, und doch können beide das Ziel treffen. Es war schnell gegangen, aber es war auch tief gegangen, der Gedanke an Keawe erfüllte des Mädchens ganzen Kopf; sie hörte seine Stimme in der Brandung am Lavastrand; um dieses Jünglings willen, den sie nur zweimal gesehen hatte, würde sie Vater und Mutter und ihre heimatlichen Inseln verlassen haben. Keawe aber flog auf seinem Roß den Bergweg entlang unter der Gräberklippe, und der Klang von den Hufen und von Keawes Stimme, der vor Freuden sang, hallte aus den Höhlen der Toten wider. Er kam zu dem blanken Hause und sang immer noch. Er saß und aß auf dem breiten Balkon; und der Chinese wunderte sich über seinen Herrn, wie er zwischen zwei Bissen sang. Die Sonne sank in die See und die Nacht kam; und Keawe ging auf seinem Balkon bei Lampenlicht, das hoch auf den Weg hinauffiel, und der Klang seines Singens verwunderte die Menschen auf den Schiffen.

„Hier bin ich nun in meinem Haus auf der Höhe", sagte er zu sich selber. „Besser wird wohl mein Leben nicht werden; dies ist die Höhe des Berges, und rund um mich herum neigt es sich abwärts zum schlimmeren. Zum erstenmal will ich die Zimmer benutzen, und will in meiner schönen Wanne baden mit dem heißen Wasser und dem kalten, und will allein in dem Bett meines Brautgemachs schlafen." So bekam denn der Chinese seinen Befehl und mußte aus seinem Schlaf aufstehen und den Herd heizen; und als er unten an seinem Kessel arbeitete, hörte er über sich in den erleuchteten Zimmern seinen Herrn singen und frohlocken. Als das Wasser zu kochen begann, rief der Chinese seinen Herrn; und Keawe ging in das Badezimmer; und der Chinese hörte ihn singen, als er die Marmorwanne füllte; und hörte ihn singen und wieder singen, als er sich auszog — bis plötzlich der Gesang aufhörte. Der Chinese lauschte und lauschte; er ging ins Haus hinauf, um Keawe zu fragen, ob alles recht sei, und Keawe antwortete ihm: „Ja" und hieß ihn zu Bett gehen; aber es war kein Gesang mehr in dem blanken Hause, und die ganze Nacht hindurch hörte der Chinese seines Herrn Schritte, wie er ruhelos auf den Balkonen um das Haus herumging.

Nun, die Sache war die: Als Keawe sich auszog, um sein Bad zu nehmen, da bemerkte er auf seiner Haut einen Flecken, wie einen Moosfleck an einem Felsen, und da hörte er auf zu singen. Denn er kannte solche Flecken und wußte, daß er von der Chinesischen Krankheit befallen war.

Nun ist es ein trauriges Ding für jeden Menschen, in diese Krankheit zu verfallen. Und ein trauriges Ding wäre es für jeden Menschen, ein so schönes und behagliches Haus zu verlassen, und von allen seinen Freunden zu scheiden und nach der Nordküste von Molokai gehen zu müssen zwischen den gewaltigen Felsen und der Brandung des Meeres. Aber was wollte das heißen im Vergleich zu Keawe, der seine Liebste erst gestern gesehen und sie erst an diesem Morgen gewonnen hatte und jetzt alle seine Hoffnungen in einem Augenblick zerbrechen sah wie ein Stück Glas?

Eine Weile saß er auf dem Rande der Badewanne; dann sprang er mit einem Schrei auf und rannte hinaus; und lief auf und ab, auf und ab, immer den Balkon entlang, wie ein Verzweifelter.

„Herzlich gern könnte ich Hawai verlassen, die Heimat meiner Vorväter", dachte Keawe bei sich selber; „leichten Herzens könnte ich mein Haus verlassen, das hochgelegene, das vielfenstrige, hier oben auf den Bergen, mit tapferem Herzen könnte ich nach Molokai gehen, nach Kalaupapa an den Klippen, mit den Aussätzigen zu leben und dort zu schlafen, fern von meinen Vorvätern. Aber welches Unrecht habe ich getan, welches Unglück auf meiner Seele, daß ich Kokua begegnen mußte, wie sie kühl vom Seewasser in den Abend ging? Kokua, die die Seelen bezaubert! Kokua, das Licht meines Lebens! Sie darf ich niemals freien; sie darf ich nicht länger ansehen; sie darf ich nicht mehr streicheln mit meiner liebenden Hand. Und darum, um deinetwillen, o Kokua, schreie ich meine Klagen!"

Nun war Keawe ein bemerkenswerter Mann; denn er hätte dort oben in dem blanken Hause jahrelang wohnen können, und kein Mensch hätte etwas davon gemerkt, daß er von der Lepra befallen. Aber darauf gab er nichts, wenn er Kokua verlieren mußte. Und ferner — er hätte Kokua heiraten können, krank, wie er war, und so manche würden das getan haben; aber Keawe liebte das Mädchen mannhaft, und er wollte ihr keinen Schaden tun, und sie nicht in Gefahr bringen.

Ein Weilchen später, als Mitternacht vorbei war, kam ihm die Erinnerung an die Flasche in den Sinn. Er ging nach der Schwelle seiner Hintertür, wo er mit Lopaka gesessen hatte und rief in sein Gedächtnis den Tag zurück, an dem der Teufel herausgeschaut hatte; und bei dem Gedanken erstarrte das Blut in seinen Adern zu Eis.

„Ein furchtbares Ding ist die Flasche" dachte Keawe, „und schrecklich ist das Teufelchen, und schrecklich ist es, Höllenflammen zu riskieren. Aber welche andere Hoffnung hab' ich, meine Krankheit zu heilen oder Kokua zu heiraten? Was? habe ich dem Teufel einmal getrotzt nur um ein Haus zu bekommen und ich sollte ihm nicht abermals trotzen, um Kokua zu gewinnen?"

Und da erinnerte er sich, daß am nächsten Tage die „Hall" auf ihrer Rückfahrt nach Honolulu vorbeikäme.

„Dahin muß ich zuerst gehen", dachte er, „und Lopaka aufsuchen. Denn meine beste Hoffnung ist jetzt, diese selbe Flasche wiederzubekommen, die ich mit solcher Freude los wurde."

Keinen Augenblick konnte er schlafen; der Bissen blieb ihm in der Kehle stecken beim Essen; aber er schickte einen Brief an Kiano, und um die Zeit, als der Dampfer kommen mußte, ritt er über die Gräberklippen an den Strand. Es regnete; sein Pferd ging mühsam; er blickte nach den schwarzen Öffnungen der Höhlen hinauf, und er beneidete die Toten, die dort schliefen und keine Sorgen mehr hatten, und er dachte daran, wie er am Tage vorher vorübergaloppiert war, und war erstaunt. So kam er denn nach Hookena hinunter, und da war wie gewöhnlich die ganze Gegend versammelt, wegen des Dampfers. Unter dem Wellblechdach vor dem Kaufladen saßen sie und scherzten und erzählten die Neuigkeiten; in Keawes Brust aber war keine Lust zum Sprechen, und er saß in ihrer Mitte und sah hinaus auf den Regen, der auf die Häuser niederfiel und auf die Brandung, die gegen die Felsen schlug, und Seufzer stiegen in seiner Kehle hoch.

„Keawe vom blanken Haus ist trübselig", sagte einer zum andern. Jawohl, das war er auch, und das ist wohl kein Wunder.

Dann kam die „Hall" und das Strandboot brachte ihn an Bord. Das Achterdeck des Schiffes war voll von Weißen, die den Vulkan besucht hatten, wie ihre Gewohnheit ist; und das Mittelschiff war voll bepackt mit Kanaken, und das Vorderschiff mit wilden Ochsen von Hilo und Pferden von Kau; aber Keawe saß abgesondert von allen andern in seinem Kummer und spähte nach Kianos Haus aus. Da lag es, tief am Strand in den schwarzen Felsen, und überschattet von den Kokuspalmen, und dort neben der Tür war ein rotes Holoku, nicht größer als eine Fliege, und bewegte sich geschäftig wie eine Fliege hin und her.

„Oh! Königin meines Herzens," rief er, „ich will meine liebe Seele wagen, dich zu gewinnen!"

Bald nachher sank die Dunkelheit hernieder, und die Kajüten wurden beleuchtet, und die Weißen saßen und spielten Karten und tranken Whisky, wie ihre Gewohnheit ist; Keawe aber ging die ganze Nacht hindurch auf dem Deck auf und ab; und den ganzen nächsten Tag, wie sie im Lee von Maui oder von Molokai vorüberdampften, lief er immer noch auf und ab wie ein wildes Tier in einer Tierbude.

Gegen Abend fuhren sie an Diamond Head vorüber und kamen an die Kais von Honolulu. Keawe ging vom Schiff unter die Menge und begann nach Lopaka zu fragen. Er war anscheinend Besitzer eines Schoners geworden — keinen besseren gab es auf den Inseln! — und war auf eine Kreuzfahrt ausgesegelt, weit weg bis Pola-Pola oder Kahiki; so konnte er also von Lopaka keine Hilfe erwarten. Da fiel Keawe ein, daß ein Freund von ihm Rechtsanwalt in der Stadt war — seinen Namen darf ich nicht nennen — und er erkundigte sich nach ihm. Sie sagten, er sei plötzlich reich geworden und habe ein schönes neues Haus am Strande bei Waikiki; und da bekam Keawe einen Gedanken, und rief einen Wagen an und fuhr nach des Anwalts Haus.

Das Haus war funkelnagelneu, und die Bäume im Garten waren nicht größer als Spazierstöcke, und der Rechtsanwalt als er kam, sah er aus wie ein Mensch, der zufrieden ist.

„Womit kann ich dir dienen?" sagte der andere.

„Du bist ein Freund von Lopaka," antwortete Keawe, „und Lopaka kaufte von mir ein Stück Ware, und ich dachte, du wärest vielleicht imstande, mir auf die Spur davon zu helfen."

Des Anwalts Gesicht wurde sehr finster, und er sagte:

„Ich will nicht behaupten, daß ich dich nicht verstehe, Keawe; aber dies ist eine üble Geschichte, die man lieber nicht aufrühren sollte. Ich versichere dir: ich weiß nichts Bestimmtes, indessen habe ich eine Ahnung, und wenn du in einer gewissen Gegend anfragen würdest, so denke ich, du könntest was Neues hören."

Und er nannte den Namen eines Mannes, den auch ich wieder besser verschweige. So ging es tagelang, und Keawe lief von einem zum anderen, fand überall neue Kleider, Pferde und Wagen, schöne neue Häuser, und überall sehr zufriedene Leute, obgleich allerdings, sobald er sein Anliegen andeutete, ihre Gesichter sich verfinsterten.

„Ohne Zweifel bin ich auf der Spur", dachte Keawe. „Diese neuen Kleider und Fuhrwerke sind lauter Gaben des Teufelchens, und diese frohen Gesichter sind die Gesichter von Menschen, die ihren Profit genommen und sich selber vor dem verfluchten Ding in Sicherheit gebracht haben. Wenn ich bleiche Wangen sehe und Seufzen höre, dann werde ich wissen, daß ich dicht bei der Flasche bin."

So geschah es zuletzt, daß er mit einer Empfehlung an einen Weißen in der Britanniastraße gewiesen wurde. Als er vor die Tür kam, ungefähr um die Zeit des Abendessens, waren da die üblichen Anzeichen von dem neuen Hause und dem neuen Garten und dem elektrischen Licht, das durch die Fenster strahlte; als aber der Besitzer kam, da fuhr dem Keawe ein Stoß von Hoffnung und Furcht durch den Leib; denn hier war ein junger Mann, weiß wie ein Leichnam und schwarz um die Augen, das Haar wüst um den Kopf, und in seinem Gesicht ein Ausdruck, wie ein Mensch ihn haben mag, der den Galgen erwartet.

„Hier ist es ganz gewiß!" dachte Keawe; und so gab er denn diesem Manne ganz unverhüllt sein Anliegen kund und er sagte:

„Ich bin gekommen, um die Flasche zu kaufen."

Bei diesem Wort taumelte der junge Weiße gegen die Wand.

„Die Flasche!" ächzte er. „Die Flasche zu kaufen!"

Dann war es, wie wenn er erstickte, er ergriff Keawe an einem Arm, zog ihn in ein Zimmer und schenkte zwei Gläser Wein ein.

„Auf Ihr wertes Wohlsein!" sagte Keawe, der zu seiner Zeit viel mit Weißen verkehrt hatte. „Ja," fuhr er dann fort, „ich will die Flasche kaufen. Wie hoch ist jetzt der Preis?"

Auf dieses Wort hin ließ der junge Mann sein Glas aus der Hand fallen und sah Keawe an wie ein Gespenst und rief:

„Der Preis! Der Preis! Sie wissen den Preis nicht?"

„Deshalb frage ich Sie ja", antwortete Keawe. „Aber weshalb sind Sie so bestürzt? Ist etwas nicht in Ordnung mit dem Preis?"

„Die Flasche ist seit Ihrer Zeit ein gut Teil im Wert gesunken, Herr Keawe", sagte der junge Mann stammelnd.

„Nun schön, da werde ich um so weniger für sie zu zahlen haben", sagte Keawe. „Wieviel zahlten Sie für sie?"

Der junge Mann war so weiß wie ein Bettuch, als er sagte:

„Zwei Cents."

„Was?" rief Keawe, „zwei Cents? Dann können Sie sie ja nur für einen Cent verkaufen. Und wer sie kauft —"

Die Worte erstarben auf Keawes Zunge: wer sie kaufte, der konnte sie niemals wieder verkaufen; die Flasche und der Flaschenteufel mußten bei ihm verbleiben, bis er starb; und wenn er starb, mußte er in die rote Höllentiefe fahren.

(Fortsetzung folgt)

Der Mörder.

Skizze von Oleg Berting.

„Also, Sie können sich das Gehalt bis zum Ende des Monats auszahlen lassen. Das ist Entgegenkommen genug. Gehen müssen Sie sofort", hackte Direktor Klein in Kurt Wallners erblassendes Gesicht.

„Herr Klein! Ich bitte Sie — seien Sie doch menschlich!" demütigte sich Kurt Wallner vor seinem Chef und vor sich selbst.

„Eine Bank ist kein Wohltätigkeitsinstitut. Man nimmt nicht, ohne zu fragen, Geld aus der Kasse. Auch wenn man es am nächsten Morgen zurückgelegt. Von einer solchen Handlung bis zum Diebstahl ist nur ein Schritt. Unverläßliche Beamte kann ich nicht brauchen — Schluß!"

Kleins hartes, hochmütiges Gesicht wackelte leicht über dem langen, weichen Hals. Ungeduldig blickte er von Wallner zur Tür. — Wallners ganzes Leben brach zusammen. Die Zukunft versank in einem schwarzen Abgrund. Nie hätte er gedacht, daß seine gestrige, gar nicht böse gemeinte und heute morgen schon wieder gut gemachte Anleihe in der Kasse seiner Bank solche Folgen haben würde. Wirr jagten die Gedanken in seinem Kopf, in den Ohren brauste es, namenlose Erbitterung stieg in ihm auf.

Klein räusperte sich herausfordernd.

„Herr Klein", sagte Wallner, kaum noch seinen Zorn meisternd, „das war doch kein Diebstahl! Ich hatte das Geld ja zu Hause, aber ich eilte, Sie waren nicht mehr da, ich brauchte die fünfzig Mark, konnte mich an niemanden mehr um Erlaubnis wenden, nahm sie und legte sie heute zurück. Ich bin zehn Jahre im Geschäft. Ein anderer Chef hätte darüber kein Wort verloren!"

Wütend sprang Klein auf. „Hinaus!" gellte er mit schriller Stimme und wies zur Tür.

„Schuft!" riß es sich aus Wallner.

„Diebsbengel!" überschlug sich fast Kleins Stimme. Wuchtig schlug seine große Hand in die Leichenblässe von Wallners Gesicht einen häßlichen roten Fleck.

Da geschah es ... Vor Wallners Augen flimmerte es mit blutigroten Flammen auf. Sein Hirn war leer. Durch nichts mehr gebändigt brannte nur noch der urtriebliche Vernichtungswille des Hasses in seinem Blut. Blitzschnell, mit rasender Kraft, krallten sich seine schmalen, festen Finger in Kleins weichen, langen Hals ... Drückten, würgten, schüttelten ...

Aus Kleins zusammengeschnürter Kehle drang kein Ton. Lautlos, unheimlich ruderte er mit den Armen in der Luft ... Sank plötzlich schwer in einen Ledersessel, Wallner im Fallen vornüber reißend.

Wallners Finger lösten sich vom Halse seines Opfers. Von seinen Augen fiel jäh ein roter, wallender Vorhang, und er sah, was er getan hatte ... Ein Schauer flog durch seinen Körper. Sein Blick richtete sich unwillkürlich auf seine Hände. Es schien ihm, als umhülle sie rötlicher Nebel mit häßlichen, dunklen Flecken darin. Ein süßlicher Geschmack quoll ekelhaft im Munde auf.

Dann überflutete ihn jähe Furcht — rasende Furcht, geboren aus dem Trieb der Selbsterhaltung, der seine Sinne gefangen nahm und sie plötzlich zu überlegender Kühle bannte.

Die metallene Drehscheibe an der Tür wies immer noch die Worte „Bitte warten" auf, die höfliche Anzeige, daß Klein nicht zu sprechen sei. Wallner fuhr sich mit dem Taschentuch über Gesicht und Stirn, strich sich mit den Händen übers Haar, ordnete Rock und Krawatte. Dann öffnete er die Tür so wenig wie möglich und ging in gewöhnlichem Schritt zur Kasse. Mit unsäglicher Mühe bändigte er seine Füße, die ihn wie von selbst in rasendem Lauf forttragen wollten — von dem Gespenst, das drohend im Rücken lauerte, und — von ihm selbst ...

Er betrat den Kassenraum. Sein Kollege Schwarz zählte sorgfältig, ohne aufzublicken, einen größeren Geldbetrag. Ein wohlbeleibter Herr stand vor dem Schalterfenster und schrieb mit sorgenvoller Miene in seinem Notizbuch.

„Ich muß in die Reichsbank", sagte Wallner und schlüpfte in seinen Mantel. Schwarz nickte schweigend und zählte weiter.

Nach einer Minute stand Wallner tiefaufatmend auf der sonnigen Straße. Vom Park wehte Fliederduft süß und träumerisch herüber. Wallner fühlte eine erlösende Entspannung ... Dann fiel ihn das Gespenst seiner Tat plötzlich wieder erbarmungslos an und hetzte ihn vorwärts ... Nur fort von diesem Hause, aus dessen breiter, gläserner Tür das Grauen sprang.

Instinktiv eilte er zum Hafen. In einer Kaschemme fand er einen Heuerbaas, der ihm einen falschen Paß verschaffte und an einen Robbenfänger verschacherte. — —

— — Vier Jahre schuftete Wallner beim Robbenfang. Dann ging er bärtig, braun und stark in Island von Bord und gründete dort ein Fischereiunternehmen. Er hatte Glück und wurde reich. Heiratete und war bald Vater von zwei Söhnen. Er hieß jetzt Lars Jensen, und kein Mensch vermutete in dem wohlhabenden, hochangesehenen und allgemein beliebten Fischereibesitzer den armseligen Mörder Kurt Wallner. Bei ihm selbst hatten Arbeit, Wohltätigkeit, die Zeit und der heilende Hauch des Meeres die Gespenster seiner Tat fast gänzlich vertrieben.

Der Weltkrieg kam, der Niedergang und der Aufbau. Unwiderstehlich zog es Kurt Wallner in die Heimat. Er ließ Frau und Kinder zurück und fuhr im Sommer mit einem Touristendampfer zum Festland hinüber. Plötzlich sah er sich wieder in Hamburg und stand vor der Tür der Bank, die ihm zum Schicksal geworden war. Er wollte vorbeigehen, aber er konnte es nicht ... Mit einem Scheck seiner Kopenhagener Bank trat er an den Schalter. Im Kassenraum saß sein alter Kollege Schwarz. Den Scheck nahm ein anderer seiner ehemaligen Kollegen in Empfang. Gleichgültig verbindlich und fremd glitt sein Blick über Wallners bärtiges Seemannsgesicht. „Bitte, girieren Sie den Scheck", sagte er höflich und reichte Wallner eine Feder.

Wallner kam der Aufforderung nach. Der Beamte nahm den Scheck und stutzte. Er wandte sich an Wallner und fragte: „Warum haben Sie denn den Scheck nicht mit dem Namen giriert, auf den die Order lautet?"

Wallner warf einen Blick auf die hingehaltene Unterschrift, und sein tiefbraunes Gesicht wurde fahl. Ein grausames Schicksal hatte seine Hand geführt: Statt „Lars Jensen" hatte er „Kurt Wallner" hingeschrieben ...

Der Beamte bemerkte das sonderbare Erschrecken des Kunden. Zuerst dachte er wohl, der Scheck sei gestohlen; dann blitzte in ihm die Erinnerung auf.

Selbst blaß vor schreckhafter Erregung rief er: „Wallner, Kurt Wallner — Sie?!"

„Ja, ich", sagte Wallner tonlos und senkte den Kopf. Widerstandslos ließ er sich verhaften. —

Durch ein Fenster, das den blauen Himmel mit dunklen Eisenstreifen verunstaltete, starrte Kurt Wallner düster und in sich versunken. Wie war das nur gekommen? Wie hatte die „Magie des Gesetzes" ihn plötzlich umspinnen und bannen können? Was hatte das Gesetz überhaupt noch mit ihm zu schaffen? Waren lange, lange Jahre voll harter, redlicher Arbeit und freudigem Wohltun nicht Sühne genug

für eine aus der unseligen Verblendung eines kurzen Augenblicks geborene Freveltat? — Er mußte wohl ein zwiefaches Gewissen haben, eins vor Gott und sich selbst, das ihn freisprach, und ein anderes vor dem überlieferten Gesetz der Menschen, dessen Stachel er trotzdem fühlte, das ihn irgendwie fesselte und lähmte.

Kurt Wallner dachte an seine Söhne, seine Frau, die Armen und Bedürftigen von Reykjavik, die sich nach seiner offenen Hand und seinem hellen, ratenden Kopf sehnten, an das weite, grünschillernde Meer, das mit weißen, wogenden Spitzenbändern an Islands grauen Felsen gischtet, und sehnte sich unbändig nach Freiheit und befreiender Arbeit...

Er hoffte, daß in einer menschlicheren Zeit, sich auch das Gesetz menschlich verstehender zeigen würde. Vielleicht . . .

Die Wunderwelle.

Skizze von Ernst Otto Neidhart.

„Ein Brief aus Wien!"

„Von dem jungen Herrn?"

„Nach Poststempel und Handschrift zu schließen, ja!"

Nach solchem Zwiegespräch legte Frau Zumbusch, des in den Ruhestand versetzten Hofkapellmeisters Fliederstock langjährige Wirtschafterein, den soeben mit der Abendpost eingetroffenen Brief auf dem Schreibtisch ihres Brotherrn nieder.

Aber obwohl sie die Pflicht in die Küche rief, wo die Speisen des Anrichtens warteten, entfernte sie sich nicht. Nein! Neugierig und besorgt zugleich, wie alte Frauen in solcher Stellung sind, blieb sie zwischen Tür und Angel stehen und schielte verstohlen nach der schon zittrigen Hand des vereinsamten Vaters, der eben das Schreiben seines einzigen, nun schon längst erwachsenen Kindes sein säuberlich und sorgsam unter Zuhilfenahme eines altmodischen Falzbeins öffnete.

Wunderliche Gedanken huschten dabei durch der Wirtschafterin seit Jahr und Tag ergrauten Kopf. Dieser Vater und dieser Sohn! Dem einen hatte sie noch in jugendlicher Kraft nach dem frühen Tode der Gattin gedient, den anderen hier in derselben Wohnung, die den Blick auf die Elbe hatte, im Arme getragen. — Lang war das her!

Aber geändert hatte sich sozusagen nichts. Weder in der Wohnung und den Gepflogenheiten des Herrn Hofkapellmeisters noch auch in dem seelischen Verhältnisse, in dem dieser Ausnahmemensch zu seinem einzigen Kinde stand. Mochten die da draußen die Welt auf den Kopf gestellt haben, an diese Festung kamen sie nun einmal nicht heran.

Endlich war der alte Fliederstock beim Lesen. Frau Zumbusch spitzte die Ohren, begierig auf jedes Wort der Mitteilung, das nun aus dem Inhalt des Briefes fallen könnte.

Und auf einmal drang es in ängstlichem, ja fast erschrockenem Tone an der Wirtschafterin Ohr: „Aber um Himmelswillen, Frau Zumbusch, haben Sie denn bei dem jungen Herrn etwas verlauten lassen?"

„Aber wovon denn, Herr Fliederstock?"

„Davon, daß Sanitätsrat Röder mir Schonung angeraten hat?"

„Herr Fliederstock, Sie haben es mir doch verboten!"

„Freilich!"

„Ich war gehorsam und schwieg."

„Das will ich hoffen, Frau Zumbusch, obwohl ich nach allem, was in diesem Briefe steht, nicht mehr recht daran zu glauben vermag."

„Was steht denn in diesem Briefe?"

„Hören Sie selbst!"

Fliederstock war bewegt. Daher kam es wohl, daß seine Stimme in dieser Minute ein wenig unsicher klang. „Mein Sohn schreibt: Ich mache mir Sorgen um Deine Gesundheit, Vater. Obwohl Du mir stets mitteilst, daß es Dir glänzend gehe, beschleicht mich in den letzten Wochen von Tag zu Tag häufiger ein unerklärliches Gefühl der Angst. Offen herausgesagt: der Angst um Dich. Morgen früh fahre ich nach Berlin. Für mein Leben gern hätte ich den Weg über Dresden genommen und Dich dort aufgesucht. Aber leider geht das aus beruflichen Gründen nicht an. Ich nehme an, daß dieser Brief mit der Siebenuhrpost bei Dir abgeliefert wird. Punkt neun Uhr spiele ich in der Philharmonie auf meiner berühmten Cremoneser, Deinem Geschenk, den Karfreitagszauber. Das Largo von Händel gebe ich zu. Das hast Du doch so gern? So sehe ich eine Möglichkeit des geistigen und seelischen Zusammenseins mit Dir! Hoffentlich funktioniert der Apparat so tadellos wie das letztemal, als ich ihn hörte. Tausend Grüße! Dein Roland." —

Die arme Frau Zumbusch! Gebackene Fische waren des Hofkapellmeisters Leibgericht, und der Sanitätsrat hatte nicht das geringste dagegen, daß sein Patient die als Abendmahlszeit nahm. Sie waren leicht verdaulich und dazu noch ein schmackhafter Bissen. Heute waren sie so gut geraten und lebend frisch. Aber Frau Zumbusch mußte vergeblich auf ein Wort der Anerkennung warten, es kam nicht aus des Herrn Hofkapellmeisters Munde.

Nachdem der Fisch ohne Genuß und wie in Zerstreuung gegessen, wanderten des alten Herrn Augen fortwährend von der Uhr zum Lautsprecher und von diesem wieder zu der Uhr:

Punkt neun! Karfreitagszauber — Largo von Händel — ging es unaufhörlich durch dieses seltsamen Vaters Kopf.

Die Viertelstunden schlichen wie die Schnecken, aber mit der Zeit kamen sie dennoch voran, eine zu der anderen, und um fünf Minuten vor neun schaltete der Herr Hofkapellmeister ein. Frau Zumbusch war schon längst mit der Arbeit in der Küche fertig geworden. Auch sie saß nun in der Eßstube, wo man das Radio aufgestellt hatte, und wartete. Zwei Augenpaare, die sich mehr mieden als suchten, blickten versonnen in den matten Schimmer, den die durch einen Schirm geschützte Hängelampe in dem gemütlichen Zimmer verbreitete.

Es war still wie in einer Kirche, eine feierliche Minute der Andacht. So wenigstens für Frau Zumbusch, so sicher auch für Fliederstock.

Und da plötzlich: „Die Cremoneser!"

Das Wort fiel von Fliederstocks Lippen. Es versank in der Süße, die nun wie ein Wunder aus fernen Welten, unfaßbar durch das Zimmer schwebte: Die Melodie!

Frau Zumbusch hielt den Atem an und faltete beide Hände wie im Gebet. Die Geige des jungen Herrn, die auf der Wunderwelle von Berlin nach Dresden klang! Es war ziemlich düster im Zimmer. Aber Frau Zumbusch schien dieses Halbdunkel für den Genuß dieser Offenbarung nicht genügend zu sein, so stand sie auf und schaltete die elektrische Beleuchtung aus, so daß die beiden nun in Nacht getaucht waren und weder Gegenstand noch Umriß das Ineinanderfließen dreier Seelen zu beeinträchtigen vermochten.

Das Largo von Händel auf der Cremoneser!

Nur ganz langsam kam Frau Zumbusch wieder zu sich selbst, als der letzte Akkord verhallt war, minutenlang hörte sie ihn noch in ihrem Innern nachklingen, und dann erst dachte sie daran, wieder Licht zu machen.

Sie tat es und ihre Beine zitterten. „Herr Hofkapellmeister!" schrie sie auf.

Keine Antwort. — Nun stand sie vor dem Sessel, auf dem Fliederstock saß, nun berührte sie dessen Hand. Dann das Gesicht . . . „Herr Hofkapellmeister!"

Nichts! — — Du mein Himmel!

Der Sanitätsrat hatte ihr erst gestern gesagt, daß eine große Aufregung, sei's nun Freude oder Schmerz, dieses Herz für immer zum Stillstand bringen könne . . . und nun . . . hatte die Wunderwelle solches getan.

Lustige Rundschau

* **Schuldner und Gläubiger.** „Ich frage dich jetzt zum letzten Male: Gibst du mir das geliehene Geld zurück oder nicht?" — „Gott sei Dank, daß du so eine saudumme Frage zum letzten Male gestellt hast!!"

*

* **Die Gefahr.** Hypnotiseur: „Ich werde jetzt diesem Herrn befehlen, sich an nichts mehr zu erinnern!" — Stimme aus dem Hintergrunde: „Um Gottes willen, machen Sie das nicht! Ich habe ihm gestern zwanzig Mark geliehen!"

*

* **Das macht nichts!** „Kinder, kennt ihr denn die Pilze? Es könnte leicht ein giftiger darunter sein!" — „Ach, wir essen die nicht, die sind für unsere Mittaggäste!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p. beide in Bromberg.